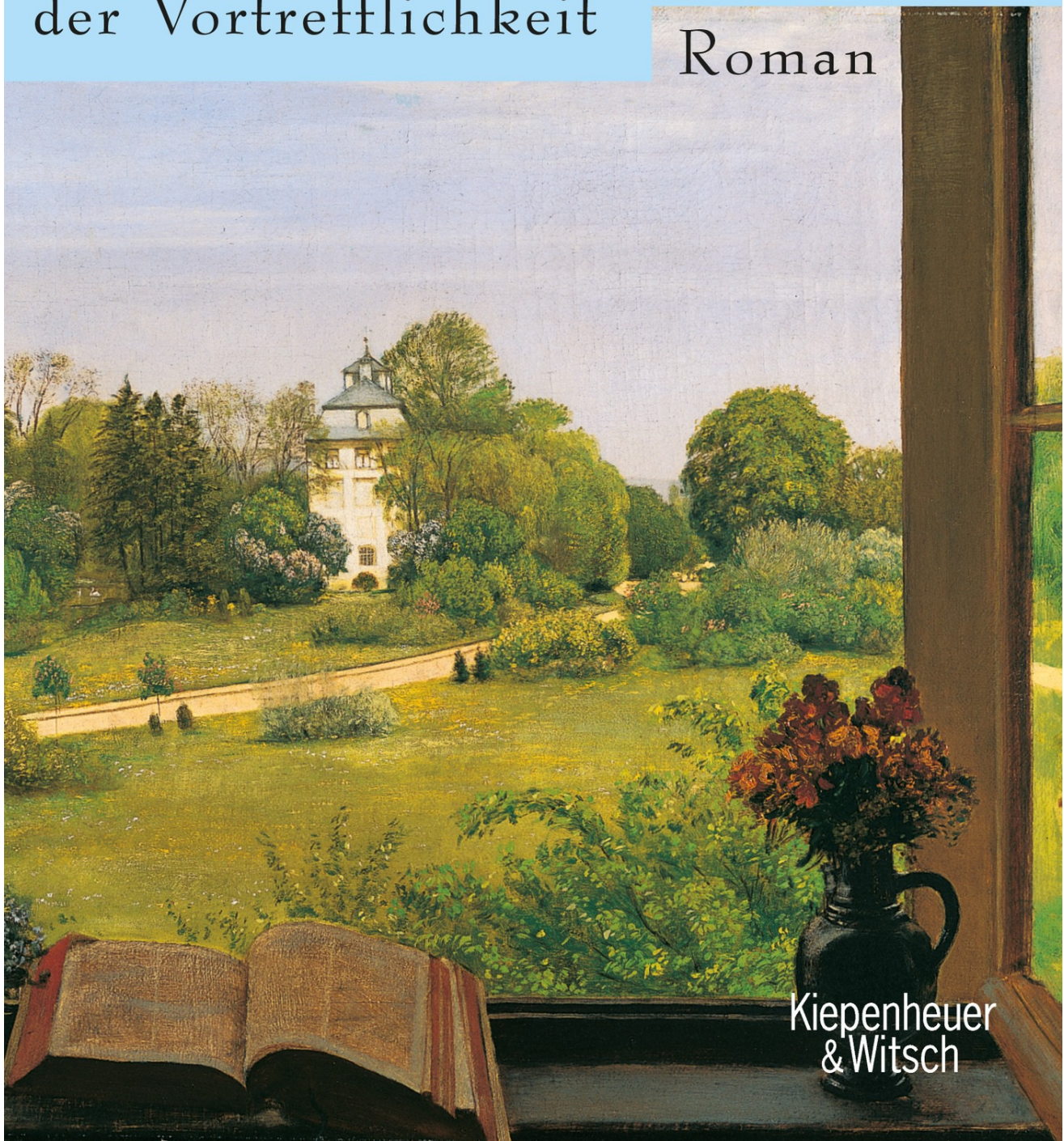




Renate Feyl

Das sanfte Joch
der Vortrefflichkeit

Roman



Kiepenheuer
& Witsch

auszumachen. Doch daß sie es so hielt, festigte ihren ehrbaren Ruf und ließ sie in der allgemeinen Achtung noch höher steigen.

Besonders stolz war sie darauf, mich an den reichen Herrn von Beulwitz verheiratet zu haben. Der Gedanke, mich mit meiner unruhigen, quirligen Phantasie in sicheren Bahnen zu wissen, ließ sie aufatmen. Für ihre Jüngste, ihr liebes Lottchen, hatte sie den Sohn des Ministers von Ketelhodt ins Auge gefaßt. Sie war der Auffassung, daß man gerade in kleinen Städten rechtzeitig nach einem Schwiegersohn Ausschau halten mußte, da hier die guten Partien besonders rar waren. Wenn sie jetzt noch das brave anhängliche Lottchen auf den Weg gebracht und reich verheiratet hatte, war sie am Ziel. Sicherlich konnte man keiner Mutter vorwerfen, ihre Töchter gut versorgt zu wissen. Aber was nützte das ganze Geld, wenn man sich darüber hinaus in der Ehe nichts zu sagen hatte. Bis heute konnte ich ihr nicht verzeihen, mir den Ursus aufgebürdet zu haben. Mir war einfach nicht gelungen, ihr klarzumachen, daß reich und geistreich nicht das mindeste miteinander zu tun hatten und selten in einer Person zu finden waren. Meine Mutter jedoch vergötterte ihren Schwiegersohn. Mich in diese Ehe gepreßt zu haben, war auch der Grund, weshalb ich mich ihr gegenüber sehr reserviert verhielt, ja sogar Distanz zu ihr wahrte. Doch meine Achtung ihr gegenüber minderte das nicht.

Nachdem mir klar geworden war, daß Schiller mehr ein Poet und hochverständiger Mann denn ein Räuber und Rebell war, faßte ich den Mut, ihn der Frau Mama vorzustellen. Daß er nicht von Stand war, spielte in dem Moment keine so große Rolle, denn in Wielands *Teutschem Merkur* war gerade ein Auszug aus der *Geschichte des Abfalls der Niederlande* abgedruckt worden, und der *Merkur* war schließlich nicht irgendein Hausblatt, sondern wurde von allen, die sich zu den Gebildeten zählten, zur Kenntnis genommen. Die Frau Mama konnte nichts dagegen haben, den Verfasser einmal persönlich kennenzulernen.

Wir holten Schiller vom Gasthof »Zur goldenen Gabel« ab, wo er bereits auf uns wartete. Wie immer nahmen wir ihn in die Mitte und führten ihn diesmal ins Schloß. Frau Oberhofmeisterin von Lengefeld empfing den Autor mit größter Zuvorkommenheit, denn für sie war jeder, dessen Aufsätze Wieland in seiner Zeitschrift abdruckte, ein bedeutender Mann. Sie fragte ihn, wann sie einmal *Kabale und Liebe* lesen könne. »Derzeit bin ich mit Göschen wegen einer verbesserten Ausgabe im Gespräch«, sagte er, »auch um meine Verleger Schwan und Götz endlich zu einer Neuauflage zu bewegen. Aber sobald ich die Belegexemplare erhalte, werde ich Ihnen selbstverständlich persönlich ein Exemplar widmen.« Das war der rechte Ton für die Mama. Um zu zeigen, wie übertrieben bescheiden der bekannte Dichter war, erzählte Lottchen, was er uns bis heute verheimlicht hatte: Vor vier Jahren war er an den Darmstädter Hof gebeten worden, um aus *Don Carlos* zu lesen. Herzog Carl August war anwesend, und ihm gefiel der Vortrag so sehr, daß er Schiller anschließend zum Herzoglichen Rat ernannt hatte. »Seither darf er sich Fürstlich

Sächsisch-Weimarer Rat nennen, auch wenn er davon noch keinen Gebrauch gemacht hat.« Die Frau Mama lächelte recht huldvoll über Lottchens Begeisterung.

»Herzog Carl August von Weimar ist ein kunstsinniger Mann«, sagte sie. »Einen solchen Titel zu vergeben, kostet Serenissimus nichts, auch wenn es sehr ehrenvoll ist, ihn tragen zu dürfen.«

»Trotzdem war es eine schöne Geste«, meinte Lottchen, und ich fand es recht geschickt von ihr, der Mutter auf diese Weise kundzutun, daß Herzog Carl August Schiller schätzte. Das ließ ihn in ihren Augen ein ganzes Stück aufsteigen, zwar nicht auf ihre Höhe, aber immerhin.

Wahrscheinlich hatten wir einen guten Tag erwischt, denn der Besuch bei meiner Mutter war äußerst erfreulich, und auch Schiller schien von der Frau Oberhofmeisterin sehr angetan.

Gewiß war es nicht schlecht, von sich sagen zu können, daß man Minister, Präsidenten und Direktoren in der engeren Bekanntschaft hatte. Es hörte sich respektabel an und vermittelte den Anschein, als sei man selber ein Mensch von Bedeutung. Doch verkehrte man dann mit ihnen, stellte sich heraus, daß man lange suchen mußte, um darunter einen originellen Kopf zu finden. Bestenfalls ließ sich mit ihnen noch über ihr Fach reden. Darüber hinaus waren sie meist große Langweiler, hatten weder besondere Interessen noch besondere Leidenschaften, und von einer umfassenden Bildung konnte nur in Ausnahmen die Rede sein. Kam das Gespräch auf die Literatur, entschuldigten sie sich zumeist, daß das Lesen Zeit kostete, die sie nicht hatten, und daß diese Arbeit daher ihre Frauen für sie erledigten. Sicherlich konnte nicht jeder Geheimrat so ideenreich wie Goethe sein, aber es war doch erschreckend, wieviel geistige Armut sich hinter den großen Titeln verbarg. Vielleicht war es gesetzmäßig, daß auf dem Weg nach oben so viel Energie verbraucht wurde, daß man am Ende der Stufenleiter mit leerem Kopf ankam. Jedenfalls war von den Ministern, Präsidenten und Direktoren in der Regel nicht viel zu erwarten. Dörrobst, alles Dörrobst.

Wie unterhaltsam war dagegen dieser Schiller. Eine durch und durch anregende Natur. Immer befaßt mit einer philosophischen Frage, immer in Auseinandersetzungen mit einer großen Idee, immer erfüllt von einer Mission. Er hatte zwar seine Schulden bei Wolzogens Mutter noch immer nicht ganz abgetragen, wartete von Woche zu Woche auf die Überweisung eines Honorars, freute sich, wenn ein paar Taler eingetroffen waren, mit denen er über die nächsten Monate kam, und lebte so ärmlich, wie keiner meiner Bekannten auch nur einen einzigen Tag hätte verbringen wollen. Doch gerade diese Existenz hatte für mich etwas Bewundernswertes: kein Antichambrieren am Hof; kein Verlangen, sich angenehm und gefällig zu machen; kein Drang, an die Krippe des Staates zu eilen, sich ein Pöstchen zu sichern, das sanft durch das Leben trug. Kein Wort des

Spottes über jene, die dienernd aufwärts strebten; keine einzige verächtliche Bemerkung, kein Neid – nichts von alledem, so als sei es einem selbständig denkenden Menschen wie ihm gar nicht zuzumuten, in der Amtsträgerwelt etwas werden zu wollen. Er stand fern von alledem, ohne Angst, ohne Sorge, daß seine Stücke eines Tages niemand mehr sehen und seine Geschichten niemand mehr lesen wollte. Kein Gedanke daran, daß der Quell seines Geistes einmal versiegen könnte und er eines Tages leer und ausgebrannt vor einem Quartblatt saß. So viel Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten hatte ich bei noch keinem Mann kennengelernt. Darin lag die Kühnheit an sich, und schon die Hälfte davon hätte mir genügt. Seine Art zu leben war wie ein Gegenentwurf zu allem, was ich kannte, und darum faszinierte mich dieser pauvre poëte von Tag zu Tag mehr. Allerdings spielte er mit dem Gedanken, sich um eine Professur für Geschichte in Jena zu bewerben, und fragte mich, was ich davon hielt. Freilich war ein solches Amt mit viel Arbeit verbunden, aber was er als Professor erforschte, konnte er als Dramatiker verwenden. Für eine gewisse Zeit war das sicherlich ganz hilfreich, und ich riet ihm zu. Da ich gehört hatte, daß Immanuel Kant bescheidene 236 Taler Jahresgehalt bezog, meinte ich lediglich, daß Schiller darauf achten sollte, nicht schlechter gestellt zu werden. Und Postfreiheit wie die Erfurter Professoren konnte er auch beanspruchen.

Doch jetzt war mir erst einmal daran gelegen, all den hochgestellten Herren meiner Umgebung einen Mann zu präsentieren, der keines Ranges bedurfte, um seinen Gedanken Bedeutung zu verleihen. Es war an der Zeit, Schiller in unsere erlauchten Residenzstadtkreise einzuführen. Einerseits konnte es einem so beflissenen Dichter wie ihm nichts schaden, Leute mit Einfluß und Beziehungen kennenzulernen. Geriet er doch dadurch auf eine ganz andere Ebene der Wahrnehmung. Andererseits war es auch für mich ganz schmeichelhaft, zeigen zu können, daß ich diesen namhaften Mann kannte. Die Freundschaft mit ihm sprach für Lotte und mich, denn sie war nach außen hin die Bestätigung, daß die Schwestern von Lengefeld nicht nur Bildung besaßen, sondern auch einen Sinn für Poesie hatten. War es doch ein offenes Geheimnis, daß poetische Gemüter einen Poeten wie magisch anzogen.

Ich ließ unseren Garten aufs feinste herrichten, stattete ihn mit Fackeln und Lampions aus, spannte mit Lotte zwischen den Bäumen bunte Girlanden, engagierte eine Kapelle und lud an einem schönen Augustabend zu einem Sommerfest ein, in dessen Verlauf ich Schiller mit den Honoratioren der Residenz bekanntmachte. Es kamen der Erbprinz Ludwig Friedrich, Kanzler von Ketelhodt, ein Mann mit großem Einfluß und bibliophiler Leidenschaft, natürlich auch unsere Freunde Baron von Gleichen-Rußwurm und seine Verlobte Friederike von Holleben, Frau von Stein mit ihrer Schwester Frau von Imhoff und ihrer Schwägerin Frau von Schardt und dann noch der obligatorische Schwarm von Hofbeamten. Beulwitz ließ den besten Burgunder aus dem Keller holen, der allein schon

ein kleines Vermögen kostete, aber ein saurer Werra-Wein, wie ihn die Rudolstädter liebten, kam bei ihm nicht auf den Tisch. Es wurde gut gegessen und viel getrunken, und schließlich stimmte zu vorgeschrittener Stunde der Ursus das *Lied an die Freude* an, das Schiller für seinen Freund Körner zu dessen Hochzeit gedichtet hatte. Weil der Erbprinz es nach der alten Volksmelodie mitsang, stimmten auch die restlichen Gäste mit ein, und ich war glücklich, daß sich auf meinem Fest alle so prächtig unterhielten.

Tage später, als wir drei wieder unseren Picknickplatz aufsuchten, erzählte Schiller amüsiert, daß der Fürst ihn zum Mitglied der Schützengilde ernannt hatte. Das überraschte, denn ich hätte mir eine andere Ehrung für ihn gewünscht als ausgerechnet die Mitgliedschaft in der Schützengilde. Ich begriff nicht, wie Schiller sich darüber freuen konnte. Ich hätte erwartet, daß er eine solche Mitgliedschaft dankend ablehnte, auch wenn das für uns, die Familien Lengefeld und Beulwitz, recht peinlich gewesen wäre. Diese Entscheidung hätte ich aber verstanden. In der Schützengilde mußte sich ein Schöngest zum Gespött machen. Trommeln, Marschieren, Schießen und Zechen – das alles hatte doch nichts mit ihm zu tun. Doch Schiller amüsierte sich über meine Bedenken und meinte, ich solle dem nicht so große Bedeutung beimessen. Es war ein fürstlicher Gunstbeweis, mehr nicht. »Diese Leute haben nun mal ihre eigene Vorstellung von Ehre. Und was ein anderer für groß hält, soll man nicht kleinreden oder gar verachten«, sagte er. »Gleich ob es sich um Fürsten oder Stallknechte handelt, darauf reagieren sie alle empfindlich.« So gesehen hatte er recht, und wir sprachen nicht mehr darüber.

Kurz darauf, als das jährliche Vogelschießen begann, stand er ganz überraschend und entgegen aller sonstigen Gewohnheiten an meiner Tür und schien in Bedrängnis zu sein. Der Schützendirektor hatte ihn aufgefordert, sich in Schützenuniform und mit Gewehr am Hauptsonntag im Schützenhof einzufinden, um mit der Schützenkompagnie zum Anger zu marschieren und dort am großen Wettschießen teilzunehmen. Ich hatte es kommen sehen. Auf diesen Tag freute man sich hier das ganze Jahr. Wenn im August das Vogelschießen stattfand, zog es die Schaulustigen aus der ganzen Umgebung in die Stadt. Die Schankhütten und Gasthöfe füllten sich und alle Herzen schlugen höher, denn mit der grauen Eintönigkeit war es für ein paar Tage vorbei. In der Stadt herrschte ein lärmendes Treiben mit Theateraufführungen, Konzerten, Ballettgruppen, Seiltänzern, Gauklern, Harfenmädchen und Wasserspringern; mit Lottospielen, Karussellfahrten, Punschbuden und Bratwurstständen. Aber all der Trubel war nur der Rahmen für das ganz große Ereignis – das Preisschießen. Es begann, wenn die Schützenkompagnie in Staatsuniform und mit Musik im festlichen Zug durch die Stadt marschierte. In der Mitte der Vogelkönig mit schwerem silbernen Ehrenschild geschmückt, allen voran jedoch der Schützenhauptmann, flankiert von den Schützenleutnants und Adjutanten. Dann hielt es keinen mehr im Haus. Alles strömte zum Schießplatz, um nur nicht den Höhepunkt zu

versäumen. Ein Schütze nach dem anderen wurde aufgerufen, trat in den Ladestand und schoß auf den riesigen Doppeladler, der hoch oben auf der Vogelstange thronte. Bei jedem getroffenen Stück gab es einen Trommelschlag. Der Meisterschuß aber wurde mit einem Kanonendonner weithin verkündet. Wer jedoch gänzlich danebenschoß, setzte sich gnadenlos dem allgemeinen Spott und Gelächter aus.

Um sich der leidigen Schützenpflichten zu entziehen, gab es für Schiller nur eins: Er mußte sich krank melden. Dann brauchte er sich weder für die teure Schützenuniform in Schulden zu stürzen, noch brauchte er am Preisschießen teilzunehmen. Allerdings mußte er dann auch an diesen Tagen die Öffentlichkeit meiden, und das hieß, auf so manchen Spaß zu verzichten. Wenn er wollte, konnte ihn der Ursus in aller Form entschuldigen. Das verstand auch der strammste Major, denn es hatte sich selbst in diesen Kreisen herumgesprochen: Dichter waren empfindliche Naturen, öfter krank als andere, und Leiden gehörte bei ihnen schon fast zum Beruf. Schiller lächelte zwar über meinen Rat, schien aber erleichtert und verließ während der Zeit des Vogelschießens nicht sein Logis.

Ich saß mit Lotte beim Tee. Wir sprachen über Schiller, und plötzlich brach es aus ihr heraus. Sie hatte keine Lust mehr, mir und Schiller den Picknickkorb hinterherzutragen. Ich sprach die ganze Zeit mit ihm, parlierte und philosophierte, und sie lief neben uns her, damit nach außen das Bild des Anstands gewahrt blieb und niemand der Frau Vizekanzler etwas Schlechtes nachsagen konnte. Aber sie war schließlich nicht mein Tugendmäntelchen. Ich sollte mir eine andere suchen, die mich und Herrn Schiller auf den poetischen Ausflügen begleitete.

Ich fiel aus allen Wolken. Noch nie hatte ich Lotte so aufgebracht erlebt. »Aber er empfindet dich überhaupt nicht als störend«, sagte ich. »Im Gegenteil. Wenn er mir schreibt, bittet er immer, schöne Grüße an dich auszurichten.«

»Das ist doch wohl das mindeste«, meinte sie. »Ihm ist ja auch daran gelegen, dir keine Unannehmlichkeiten zu bereiten, und mit dem Ursus will er sich erst recht nicht anlegen.«

»Nein, wirklich, Schiller kann dich bestimmt gut leiden«, sagte ich, »und wenn du den Eindruck hast, daß nur ich mich mit ihm unterhalte, dann mußt du dich auch einmal in das Gespräch einbringen.«

»Du läßt mir ja keine Gelegenheit dazu«, meinte Lotte mit einem fast verbitterten Unterton. »Du gefällst dir in Bonmots, Schiller schnappt sie vergnügt auf, ist ganz hingerissen von dir, und mir bleibt die reizende Aufgabe, den beiden Poeten, Frau Caroline und Herrn Friedrich, bewundernd zuzustimmen. Dazu habe ich keine Lust mehr.« Lotte war nicht zu beruhigen. Ich versuchte ihr klarzumachen, daß es ihre eigene Schuld war, wenn sie sich nicht an den Gesprächen beteiligte, doch sie meinte nur: »Ich kann doch sagen, was ich will – er geht ja ohnehin immer nur auf das ein, was du sagst. Und wenn ich